# Kaiser Commodus

als

## Künstler.

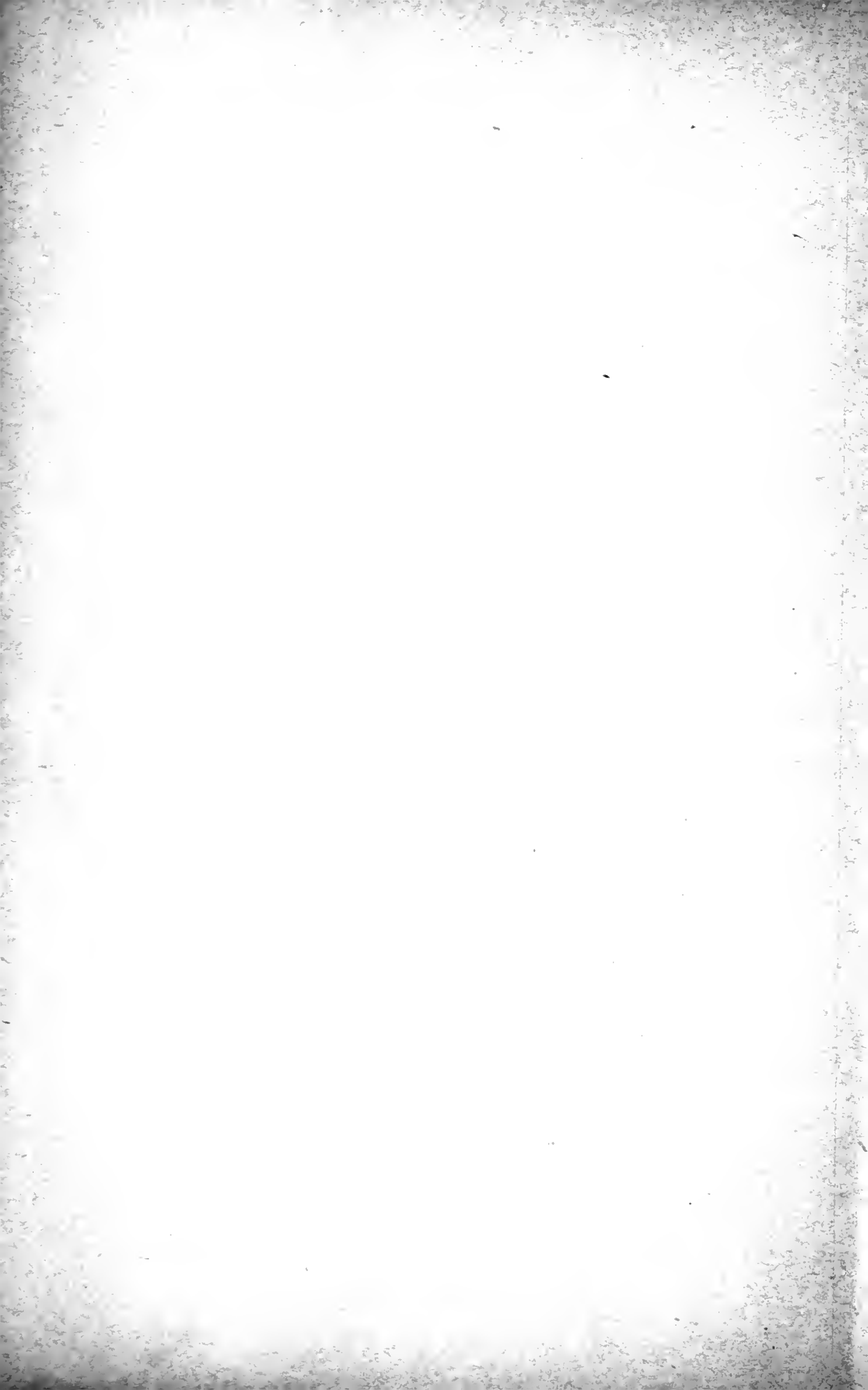
---

Eine kunstgeschichtliche Culturstudie

von

E. Cerveza.

Leipzig,
Commissionsverlag von Oswald Mutze.



Wie ein Regent nicht sein soll, kann man am besten bei den letzten römischen Kaisern, zu deren Zeit das große Römerreich im Verfall begriffen war, sehen.

Wenn heute den Regenten nur Gelegenheit geboten ist, negative Fehler zu begehen, konnten die römischen Herrscher auch positiv fehlen; und die letzten Cäsare nützten diese ihre Gelegenheit aus. Es wäre aber falsch, ihnen deshalb allein den Untergang des Reiches zur Last zu legen. Dieser ist vielmehr auf den Umstand zurückzuführen, daß das Volk politisch schwach und gesellschaftlich abgestumpft gegen die Autonomie des Willens war. Der Regent ist stets der opponente Reflex seines Volkes. Ist dieses schwach und feige, ist jener tyrannisch und grausam; ist das Volk edelmüthig und freiheits-

liebend, ist der Regent milde und gerecht. Ebensowenig wie ein freies Volk sich tyrannisiren läßt, ebensowenig wird es ein Herrscher unterlassen, die Schwäche seiner Unterthanen zu benutzen, um sie zur Knechtschaft zu erniedrigen.

Als im Jahre 180 Kaiser Marcus starb und sein junger Sohn Commodus den Thron bestieg, war es im römischen Reich mit den Künsten und Wissenschaften schlecht bestellt. Von bildenden Künsten konnte kaum die Rede sein, die Literatur war im Verfall, und die Volksredner sanken herab zu kriechenden Panegyristen.*)

Man hatte gehofft, daß die Tugenden des Vaters sich auf den Sohn vererben würden, aber die Hoffnung schlug auf eine traurige Weise fehl. Der edle Marcus hatte sterbend die unerfahrene Jugend seines Thron-Nachfolgers der Sorgfalt und Treue seiner geprüften Freunde empfohlen. Commodus hatte nichts Eiligeres zu thun, als die vornehmsten Männer des Reiches aus dem Weg zu bringen, weil

*) Vergl. Hue: Römische Geschichte, Leipzig 1868/86.

sie ihm unbequem wurden.*) Er führte seinen Nachbarn gegenüber eine Friedenspolitik*), um sich ungestört allerhand Ausschweifungen und Tollheiten hingeben zu können.

Statt sich der heruntergekommenen Künste und Wissenschaften anzunehmen, hielt es der jugendliche Herrscher für angemessen, dieselben noch lächerlich zu machen, indem er sich selbst im Amphitheater vor einem tausendköpfigen Publikum produzirte.

Bald ließ er seine Regierungsgeschäfte vollständig im Stich, um sich ausschließlich der Arena und den Fechtschulen widmen zu können. Seine Schmeichler erfreuten ihn durch den Vergleich mit Hercules, dessen Namen und Attribute er sich auf Münzen und Statuen beilegte; das geistige Proletariat überhäufte ihn mit Lorbeerkränzen, und der Pöbel beklatschte seine rohe Kunst.

Daß Commodus sich unehrenhafter Mittel bediente, damit seine Triumphe noch glänzender erscheinen sollten, braucht wohl kaum gesagt zu werden;

---

*) Rotteck, Allg. Geschichte: Freiburg in Br. 1892.

daß er nicht dieselben Waffen benutzte wie seine Kunstgenossen, ist bei seiner Stellung als Kaiser selbstverständlich.*) Wenn er einmal etwas Originelles leistete, hatte er es weniger seinem eigenen Talent als der Findigkeit und Diskretion seiner Höflinge zu verdanken.*)

Wenn ich die Leistungen des Gladiators als künstlerische Leistungen hinstelle, dann geschieht es darum, weil eben die wirklichen Künste zur Zeit der letzten römischen Kaiser fast impotent waren, so daß das Wenige, was noch darin geleistet wurde, nicht die Aufmerksamkeit der kritisirenden Köpfe auf sich zog und somit für die große Masse unbekannt blieb, die daher nur im Amphitheater ihren Kunstsinn zu befriedigen suchte. Denn was ist es an der Kunst, das uns fesselt? Wohl nur das objektive, individuelle Können. Da nun aber die künstlerischen subjektiven Leistungen in Rom qualitativ so unbedeutend waren, mußte zwischen den Römern und den edlen Künsten eine Antinomie entstehen. In diesem Fall tritt an

*) Rotteck, Allg. Geschichte: Freiburg in Br. 1892.

die Stelle der Bildhauerkunst, Malerei, Dichtkunst und Musik — Seiltänzer, Bajazzi, Taschenspieler und — Gladiatoren, was eben die Hypostase dieser Abhandlung bildet.

Siebenhundertfünfunddreißig Mal sahen die Römer ihren Kaiser, den Sohn des edlen Marcus, auf der Arena des Amphitheaters. In der Fechtschule konnte man ihn täglich finden, ja er ließ sich sogar seine künstlerischen Leistungen aus der Fechterkasse bezahlen.

Und immer verworfener wurde sein Gemüth, bis ihn schließlich seine eigene Geliebte erdrosseln ließ. Jetzt erst, als er todt war, brach die lang verhaltene Wuth des Volkes in laute Verwünschungen aus. Aber das Volk sprach seine eigene Schande aus, indem es erst jetzt dem Gaukler fluchte, den es früher mit Lorbeerkränzen und Beifall überhäuft hatte.

Wenn Commodus in seinem Wahn, ein gottbegnadeter Künstler zu sein, Selbstbefriedigung fand, dann ist es weniger auf seine geistige Eingeschränkt-

heit zurückzuführen, als auf den Umstand, daß er objektiv zu der Ueberzeugung, ein Genie zu sein, kommen mußte, indem ihn stets eine Schaar Heuchler und Höflinge mit Huldigungen überhäufte. Wie die abgeschmackten Schmeicheleien dieser Hohlköpfe auf den großen Haufen wirkten, werde ich weiter unten zeigen.

Selbst wenn einzelne einsichtsvolle Männer die Lächerlichkeit des kaiserlichen Treibens einsahen, selbst wenn er seinen Ruhm nur Schmeichlern und Feiglingen zu verdanken hatte, muß man nicht glauben, daß ihn die große Masse seiner künstlerischen Eigenschaften wegen im Herzen weniger verehrte als es den Anschein hatte. Der Hauptcharakter des Menschengeschlechts bleibt überall und zu jeder Zeit unverändert. Je absurder der Unsinn ist, desto leichter ist er dem großen Haufen zugänglich, und was einige kritisirende Schwadroneure den Plattköpfen vorschwatzen, plappern diese nach. Nur mit der Zeit werden solche auf Kosten der allgemeinen Gehirnlosigkeit in die Höhe gebrachten Berühmtheiten von ihrer wirklichen Seite erkannt, wenn nämlich wahr-

haft einsichtsvolle Geister, die es nicht zu allen Zeiten giebt, klare Luft in den geblendeten Haufen bringen. Daher gab es und giebt es immer noch Leute, die bei Lebzeiten für große Genien gelten, aber oft bereits vor ihrem Tode sterben.

Ebenfalls wird ein wirklich großer Geist gewöhnlich erst nach seinem Tode erkannt, weil er nur selten den Vorzug hat, unter den gleichzeitig mit ihm Lebenden einen ihm homogenen zu finden, der seine Werke zu schätzen im Stande wäre. Weshalb wurden die großen, genialen Gedanken von Kolumbus, Kopernikus und Galilei nicht bei Lebzeiten ihrer Erzeuger gewürdigt, weshalb wurden sie bekämpft und verleugnet? Weil sie den kritisirenden Flachköpfen ihrer Zeit theils unbequem, theils nicht zugänglich waren, und weil der große Haufen wieder nur diese Schwadroneure als Autoritäten ansieht, indem er selbst zu denken unfähig oder zu faul ist.

Heute sieht man allerdings mit Verachtung zurück auf das damalige Zeitalter, und ein jeder denkt mit überlegener Bornirtheit, so etwas kann heute

nicht mehr passiren, heute kann man das Genie von dem gemeinen Kopf unterscheiden. Es trifft aber durchaus nicht zu. Gegen große, tiefsinnige Gedanken sträubt man sich heute genau mit derselben Hartnäckigkeit, wie vor 400 Jahren. Einen Mann wie Schopenhauer läßt man heute noch in seinem Nirvana ruhen, aber es wird auch die Zeit kommen, in welcher seine Ideen den Geist der Zeit tragen werden. Wenn Luther noch bei Lebzeiten das Resultat seiner Arbeit, welche die großen Humanisten vorbereitet hatten, sehen sollte, so wäre dies gewiß nicht der Fall gewesen, wenn nicht die Personen, bei denen er Unterstützung fand, einen Nebenzweck, der ihnen zum Hauptzweck werden sollte — den Krieg — im Auge gehabt hätten. Wäre der kampflustige Schwedenkönig seinen protestantischen Brüdern nicht zur Hilfe gekommen, würde jedenfalls die ganze deutsche Kirche heute noch unter Roms Oberherrschaft stehen. Daß Luthers Reformation sich so schnell vollzogen hat, war ein Zufall, den man der mittelalterlichen Rauflust verdankt. Aber bevor die große, neue Refor-

mation — der Wechsel von Monotheismus zum Pantheismus — sich vollzieht, werden noch lange Jahre vergehen, obgleich der Mann, der im Occident zu ihr den Grundstein gelegt hat, bereits todt ist.

Aber zurück zu Commodus! Bei einem gewöhnlichen Menschen wäre ein Auftreten wie das des Commodus entweder durch eine Gummizelle oder — nach einem Durchfall — durch reuiges Zurücktreten des betreffenden Dilettanten auf seinen alltäglichen Lebensweg zu beseitigen. Aber der Kaiser, der Allmächtige, war über alle Kritik erhaben und obgleich seine Leistungen gewiß unter aller Kritik waren, spendete ihm das Publikum Beifall, nicht etwa, weil es sich nicht anders getraute, sondern, weil es ihm die Träger der öffentlichen Meinung vorschrieben, welche letztere wieder als kaiserliche Schmeichler und Hofheuchler ihr tägliches Brod verdienten. Kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen bei den Römern der Kunstsinn und die Urtheilskraft schwanden.

So etwas kann heute allerdings nicht mehr passiren, weil jetzt die Herrscher selbst die Nichtigkeit

eines solchen Auftretens einsehen, das für die Kunst und den guten Geschmack nur nachtheilig und für einen Regenten wenig zum Segen ist. Commodus sah dies nicht ein; und da er als Staatsmann oder als Krieger keine Lorbeeren zu ernten vermochte, versuchte er als Künstler seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Er hatte aber in seinem großen Reiche wahrlich zu viel, mit dem er sich beschäftigen konnte und mußte, als daß er mit solchem Possenspiel seine Zeit vertrödeln, die Kunst parodiren und seine Unterthanen langweilen sollte. Wenn ein Herrscher einen unwiderstehlichen Trieb zu der Kunst nicht unterdrücken kann, soll er auf den Thron verzichten und sich ganz dem „höheren Beruf" widmen. Man sieht zuweilen, wie ein fanatischer Dichter-Politiker sich dadurch nur lächerlich macht, daß er als politischer Agitator für die Luftschlösser seiner Dichterstirn Propaganda macht. In solchen Fällen schüttelt man den Kopf und tröstet sich damit, daß der Mensch verrückt ist. Wenn aber ein Regent, dem Ernst und Würde geziemt, sich auf den Parnaß begiebt und im Wahn

seiner Einbildung, von dem Lorbeerduft betäubt, seine politischen Pflichten erst vernachlässigt, dann ganz vergißt, um sich von seinem Volk als Künstler huldigen zu lassen, dann ist er und sein Volk zu bedauern; denn das Wenigste, was man von einem Herrscher verlangen kann, ist, daß er einen gesunden Verstand besitzt. Einen solchen besaßen aber, wenn man den Geschichtsschreibern glauben darf, die letzten römischen Kaiser meistentheils nicht.

Ich will nicht behaupten, daß sich ein Regent nicht vielseitig beschäftigen soll, wenn ihm dies seine Zeit erlaubt; aber er darf sich über die Grenzen eines bestimmten Niveaus nicht begeben und sich vor allen Dingen durch absurde Leistungen nicht lächerlich machen. Er soll die Künste und Wissenschaften schützen, nicht aber als Künstler öffentlich auftreten. Ein Künstler ist nicht zum Staatsmann geeignet; er lebt in einer anderen, wenn auch oft realistischen, doch immerhin idealen Sphäre, aus der er keinen Staat regieren kann noch will. Fühlt ein Herrscher den wahren Trieb zur Kunst in sich, dann

muß und wird er auf seine angebornen Rechte Verzicht leisten; treibt er aber öffentlich als unbegabter Dilettant seine Passion, klatscht ihm vielleicht eine Schaar Schmeichler Beifall und der große Haufen, der zum selbstständigen Urtheilen unfähig ist, und daher stets aus fremder Autorität urtheilt, klatscht mit; die Nachwelt jedoch wird für ihn nur ein mitleidiges Kopfschütteln übrig haben. Und wahrlich, bemitleidenswürdig ist der Herrscher, der auf solche Weise seine Stellung als Regent mit der eines Charlatans verwechselt, bemitleidenswürdig das Volk, welches so weit heruntergekommen ist, daß es die freie Urtheilskraft verloren. Eine solche geistige Verkommenheit kann auch nur die letzte Periode des römischen Kaiserreichs aufweisen, in welcher die moralische Kraft des Volkes zusehends schwand, und in welcher die Künste zu Gaukeleien heruntersanken.

Es giebt zwei Kategorien genialer Individualität — die reale und die spiritualistische. Erstere erstreckt sich auf die Wissenschaften, letztere auf die bildenden Künste, auf die Dichtkunst und Musik. Die

spiritualistische Individualität kann wohl im gewissen Sinn realistisch sein, die reale aber niemals spiritualistisch. Wenn daher der Römerkaiser Commodus, dessen Stellung eine realistische Individualität erforderte, sich von einer spiritualistischen Passion leiten ließ, mußte zwischen seine künstlerische Hanswurstiade und seine Stellung als Regent eine apodiktische Antinomie eintreten, was umsomehr an den Tag trat, als seine absurden Leistungen keinem genialen Trieb entsprungen, sondern nur einer krankhaften Einbildung seines Hohlkopfs und dem Ehrgeiz, den er auf andere Weise zu befriedigen nicht die Fähigkeiten hatte. Und selbst wenn Commodus sich nur auf der Arena wohl gefühlt, und wenn er sich seiner Stellung als Kaiser bewußt gewesen wäre, hätte er seiner albernen Passion nicht Raum geben sollen, sondern seinen Kunsttrieb unterdrücken oder mit seiner Stellung brechen müssen.

Das ganze kaiserliche Treiben ist, wie bereits gesagt, auf den verhältnißmäßig tiefen geistigen Standpunkt der Römer zurückzuführen, die solche

geradezu „barbarischen" Leistungen mit Lorbeeren belohnten. Außerdem zeigte aber auch Commodus einen gewissen krankhaften Ehrgeiz, den er durch absurde Frivolitäten zu befriedigen suchte, ähnlich Caligula, welcher, wie bekannt, an der deutschen Grenze einen Kampf gegen fingirte Feinde führte, um sich nachher in Rom huldigen zu lassen.*)

Ein Genie ist mehr als zufrieden, wenn ihn nur ein Mensch versteht, wenn ein guter Freund oder eine treue Verehrerin zu ihm hält; er lebt nur für die Kunst, für sie allein und verlangt für seine Hingebung keinen Lohn. Das Bewußtsein, mit ihr, die einzigste, die er liebt, auf einem so vertrauten Fuß zu leben, ist ihm Dank genug, denn er hat weiter keine Leidenschaft — weiter kein Verlangen. Daher empfindet ein Genie auch körperliche Schmerzen und physische Entbehrungen noch lange nicht so heftig wie ein gewöhnlicher Mensch. Dasselbe ist auch gewissermaßen bei verliebten Leuten der Fall, obgleich bei ihnen der überirdische Zustand nur

*) Vergl. Quidde: Caligula, Leipzig 1894.

periodisch auftritt. Man muß daher diese Sorte von Menschen als zeitweise für verrückt betrachten, weil ihre augenblickliche Seligkeit nur auf einer überspannten, unbestandbaren Hallucination ihrer individuellen Erkenntniß beruht. Wenn ein Verliebter von blinder Leidenschaft getrieben und ohne seine physischen Bedürfnisse im Auge zu behalten, sich in seine Seligkeit stürzt, dann bekommt er erst nachher, wenn er von seinem Liebesrausch erwacht, den Katzenjammer; denn seine Verzückung ist nur eine zeitige, eine vergängliche, keine ihm a priori angeborene. Bei einem Genie aber wird niemals die Begeisterung für sein Ideal erlöschen, im Gegentheil, sie wird immer größer und berauschender.

Ein gemeiner Kopf, der sich von Ehrgeiz oder Gewinnsucht leiten läßt und deswegen seine Kunst ausübt, findet in der Kunst allein keine Befriedigung; noch weniger werden durch sie seine materiellen Bedürfnisse bescheidener. Wenn ihn auch nur der Ehrgeiz leitet, wird doch immerhin dieselbe seine physischen Entbehrungen nicht in derselben Weise wie die

geniale Leidenschaft aufzuheben im Stande sein. Ein Künstler, der seine Kunst nur aus Gewinnsucht betreibt, gleicht, wie ein Philosoph einmal sagte, einer gemeinen Straßendirne, die für Geld ihre Reize zu Markte trägt. Ein Genie aber ist wie der treue Liebhaber, der in keuscher, leidenschaftlicher Hingebung nur für sein heiligstes Ideal — für die Kunst allein lebt. —

Der gewöhnliche Mensch ist naturgemäß zu niedrigen, nichtswürdigen Handlungen geneigt, weil ihn dazu der Kampf um's Dasein zwingt. Nur das Genie kümmert sich wenig um seine physischen Bedürfnisse. Je abstrakter seine individuelle Genialität ist, desto konkreter tritt seine Gleichgültigkeit gegen das Materielle an den Tag. Fehlt dem Genie aber diese Gleichgültigkeit, dann verfällt es gern in krankhafte Grübeleien. Daher zeigten gewöhnlich große, vielseitige Genien Spuren von mehr oder weniger entwickelter Geistesstörung in der Form von fixen Ideen, Hallucinationen ꝛc. wie Mozart, Rossini, van Leyden, Tasso, Newton, Rousseau, Lenau

Szegenyi, Schopenhauer u. s. w. In solchen Fällen ist der Verfolgungswahn hervortretend, wie z. B. bei Mozart, der an der fixen Idee litt, die Italiener wollten ihn vergiften.

Aus dem Umstand aber, daß der Römerkaiser Commodus verdreht war, kann man keineswegs schließen, daß es seinen Grund in einer genialen Ueberspanntheit hatte; denn nur die Urtheilslosigkeit der Römer bestärkte ihn in seinem Wahn, welcher bei einem gewöhnlichen Menschen durch unparteiische, objektive Beeinflussung geschwunden wäre. Außerdem bestand der Cäsarenwahn in hyperphysischer Lebensfreudigkeit, während verdrehte Genien fast immer an Trübsinn leiden. —

Das Staunen ist nach Plato der Anfang aller Philosophie; das Staunen überhaupt ist der Anfang aller selbstständigen Kritik. Der Mensch staunt erst und sucht sich dann ein Urtheil über das Gesehene, Gehörte oder Empfundene zu bilden. Je weniger der Mensch geistig entwickelt ist, desto weniger wird er aus prioristischen Gründen zu urtheilen fähig

sein, sondern vielmehr empirisch, aus fremder Autorität sich ein Urtheil zusammenreimen.

Oft ist man aus Feigheit, um seine eigene Urtheilslosigkeit zu verleugnen, gezwungen, sich vor dem Geschmack des großen Haufens oder vielmehr vor der Bornirtheit der kritisirenden Hohlköpfe zu beugen. Nur selten erhebt sich aus dem Volke ein großer Geist, der dem üblichen Geschmack Opposition zu bieten sich getraut, und noch seltener hat ein solcher, wenigstens bei Lebzeiten, das Glück, Beifall zu finden. Denn der Mensch ist ein Gewohnheitsthier, das nur ungern eine neue Sitte, eine neue Mode oder einen anderen Geschmack annimmt.

So weit hierdurch die großen Weisheiten und die noch größeren Dummheiten vieler Philosophen in Mitleidenschaft gezogen werden, ist es um der ersteren willen sehr bedauerlich, da diese deshalb nur äußerst langsam zu kategorischen Maximen einer kopflosen Masse vorschreitet, während die eminentesten Dummheiten sich successive ablösen und sich stets eines ausgedehnten Beifalls erfreuen.

Man sollte daher die Schranken für freies Denken und freies Aussprechen seiner Gedanken, soweit dieses der bestehenden Regierungsform nicht direkt zuwiderläuft, aufheben. Die konventionelle Verfassung muß geheiligt sein. Aber jedes Auslassen über die von der Politik unabhängigen Streitfragen müßten von der öffentlichen Bevormundung frei sein, wie z. B. die Ansichten über die Religion. Die Religion ist Sache eines jeden einzelnen und sollte sich der Staat um den Glauben der Bürger nur insofern kümmern, als sie die Moral ihrer Bekenner andern Menschen und Thieren gegenüber behandelt. Welches Schicksal einen jeden in dem zukünftigen Leben trifft, ist „eigne Sache des Empfängers", und dürfte das Staatsoberhaupt nicht in Aufregung bringen, da es nach dem Tode keine Befugnisse mehr hat.

Ob aber eine gewisse stupide oder eine geistig erhabene Richtung in der Kunst die übliche, unanfechtbare, geheiligte Mode regiert, ist im Grunde nicht von moralischer Bedeutung, denn das große

Publikum ist zufrieden, wenn es genau weiß, was es zu sagen und zu empfinden hat, um dem feinen Geschmack, dem guten Ton oder wie man es sonst nennen will, zu entsprechen. — Die Römer waren von den Leistungen ihres Kaisers begeistert. Sie fanden das Schauspiel schön, weil es alle Welt schön fand, und ihre Brust durchdrang genau dasselbe Gefühl, welches heute tausende von Menschen in's Theater und in den Concertsaal treibt.

Vielleicht noch mehr Anziehungskraft als das Alberne hat in der Kunst das Neue. Dieser Umstand kam auch Commodus zu Gute; denn neu war es in der That für die Römer, ihren Kaiser auf dem Programm des Amphitheaters zu sehen. Heute spielt das Neue in der Kunst vielleicht eine noch wichtigere Rolle als das Frivole. —

Welchen Eindruck würde es wohl machen, wenn man vor zwei Jahren in einer feinen Gesellschaft über „Cavalleria rusticana“ ein abfälliges Urtheil gegeben hätte, oder wenn man heute noch Wildenbruchs „Der neue Herr“ in den geeigneten Kreisen

nicht als ein Meisterwerk hinstellte? Die Begeisterung für „Cavalleria rusticana“ war übertrieben, diejenige für „Der neue Herr“ allerdings sehr erklärlich, aber wie gewisse andere Kunsterzeugnisse der letzten Zeit zur öffentlichen Besprechung zu verführerisch. —

Es mag vielleicht absurd erscheinen, wenn ich die Hanswurstiaden des Römerkaisers Commodus mit der modernen Kunst verglichen habe. Jedoch so groß der objektive Unterschied ist, die subjektive Individualität des Menschengeschlechts ist unverändert geblieben. Dies eben zu beweisen, ist meine Absicht gewesen. Eine geschichtliche Beschreibung des Commodus wird wenig Interesse haben, und überlasse ich das dem Geschichtsschreiber. Welchen Einfluß der Römerkaiser in ästhetischer Hinsicht auf seine Zeit — und seine Zeit auf ihn — ausübte, habe ich nachzuweisen versucht.

Druck von Oswald Mutze in Leipzig.